

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 40

Artikel: Die Konturen neuer Kriege
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vorsorgenden, merkantilistischen Regierungssystem über. Er sucht durch Grenzzölle, Ausfuhrverbote, Gewerbesubventionen, Kolonisation, Entwässerungen, Lohnregulierungen, Berufszwang, Staatsfabriken und ähnliches den Gesamtertrag



Dr. Friedrich Naumann, der kürzlich verstorbene bedeutende demokratische Politiker Deutschlands.

der Gebietswirtschaft zu heben. Der Monarch nennt sich im Hinblick auf seine Sorgen für das Wohl seiner Untertanen — er wahrt dabei seine Geschäftsinteressen am besten — „der erste Diener des Staates“. Als Beweis dankbarer Gesinnung erwartet man von den Untertanen, daß sie willige Steuerzahler und gute Soldaten seien. Gewisse Völker merken bald den Zauber. Die Engländer und Franzosen sagten sich: Wenn wir, das Volk, der Staat sind, dem wir alle, sogar der König, dienen wollen, dann müssen wir auch wissen, was uns frommt, und darum soll man unsern Willen auch anhören. Aus den Untertanen entstanden die Staatsbürger. In Deutschland ging der Prozeß des Umdenkens viel langsamer. Das deutsche Volk blieb autoritätsgläubig bis in die Gegenwart hinein. Es wußte nichts anderes, „als daß man von irgendeiner Herrschaft besteuert und beschützt wurde, und es konnte sich in jedem einzelnen Falle nur darum handeln, welche von den vielen Herrschaften es gerade war.“ Das Autoritätsprinzip blieb unangefochten. „Überall wurde persönlich regiert, auf dem Bauernhof, im Handwerk, auf dem Rittergut. Die Rechte des väterlichen Regiments waren im einzelnen vielfach umstritten, im ganzen aber felsenfest. Herrschaft muß sein! Das hieß damals: ein Herrscher muß sein. Daß das Herrschen eine Gemeinschaftsarbeit sein könne, sozusagen genossenschaftlich, kollegialisch betrieben werden könne, konnte einer Zeit nicht in den Sinn kommen, die so wenig genossenschaftliche Erfahrungen überhaupt besaß. Nur in den Städten gab es freies gemeinschaftliches Handeln, was aber bedeuteten noch vor hundert Jahren in Deutschland die Städte? Das Agrarland Deutschland war monarchisch bis auf die Knochen, mochten seine Monarchen schlecht oder gut sein, weil es voll war von hunderttausend kleinen und kleinsten Monarchen, die selber Herren sein wollten, und sei es auch nur über eine Frau und zwei Knechte.“

Nach Naumann bestand das monarchische Problem für Deutschland darin, daß auf die alte feudale preußische Monarchie das neue traditionslose Kaisertum aufgepfropft wurde. Die Gründer des Reiches im alten Frankfurter Parlament erstrebten mit der richtigen Empfindung, daß das alte monarchistische System nicht mehr in die neue

Wirtschaftswelt mit ihrem feinen kommerziellen Räderwerk hineinpaßte, das Wahlkaisertum. Auf dem Schlachtfelde von Königsgrätz aber entstand das Erbkaisertum und damit der preußisch-deutsche Imperialismus.

Naumanns politische Ideale gehen auf den Liberalismus der Frankfurter zurück. Er hat die neue Zeit, die wirtschaftlich bedingt ist, bis in die innersten Falten hinein studiert. Sein Ideal ist die englisch-amerikanische Auffassung von der Funktion des Herrschers. Er ist ein Klassiker des Liberalismus. Er charakterisiert die neue Zeit sehr zutreffend wie folgt:

„An sich erscheint die neue Zeit als eine starke Demokratisierung oder Vergesellschaftung des Lebens. Der Begriff des Monarchen im gewöhnlichen Leben wird unsicherer. Was ist in den städtischen Familien die Vatergewalt über heranwachsende Kinder? Was ist Mannesgewalt über die Frau? Wo ist noch ein Herrenverhältnis zum gewerblichen und häuslichen Gesinde? Jetzt ist fast jedes Dienstmädchen Fräulein und jeder Knecht ein kleiner Herr. An Stelle der Herrschaftsrechte treten kündbare Verträge, und niemand kann mit vollgeblasenen Segeln durch die Welt fahren: seht, seht, hier komme ich! Alle stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit, gehorchen derselben Obrigkeit, lesen dieselben Zeitungen, verschwinden in einer Menge, in der es kein Monarchentum mehr gibt. Die neue Zeit bringt allgemeine Schulpflicht, allgemeine Wehrpflicht, Einordnung in hundert Verbände, Rassen, Vereine. Jeder Mensch sagt zu seinem Vordermann: weshalb sollte ich dich höher achten als mich? Die Masse steht auf und zieht einen Volksteil nach dem andern in sich hinein, bis es nichts mehr gibt als eine einzige Flut von Menschen oder Bürgern ohne Namen. Die Nation hat noch einen Namen, der Beruf lebt, aber der Einzelmensch ist Molekül im Eisengusse geworden, Zelle im Organismus. In dieser Demokratisierung der Menschen liegt die besondere Größe und Leistung gerade unserer Zeit: Massenverkehr, Massenhandel, große Industrie und große Heere. Der Mensch wird zu großen Formen zusammengeknetet wie niemals früher. Dabei zerbrechen die kleinen Monarchen, die Monarchen der Werkstatt und der Ortsgemeinde, dabei zerbrechen auch etliche Großherzöge und werden still, aber — das ist das Merkwürdige, daß die Mechanisierung und Demokratisierung der Gesellschaft aus sich heraus neue Könige erzeugt.“

Die „neuen Könige“ das sind die hervorragenden Führer der Industrie, des Handels, der Künste, die Gewerkschaftssekretäre, die Parteihäupter. Auf die Ahnen kommt es da nicht an, nur auf die Fähigkeit, zu organisieren, zu leiten und zu lenken.

(Schluß folgt.)

Die Konturen neuer Kriege.

Der Graf Berchtold, den die Alldeutschen und die Wiener Sozialisten als den eigentlichen Urheber des Kriegsausbruches darstellen, hat den Vertreter der „Neuen Freien Presse“ empfangen und als Sprachrohr für seine vorläufige Antwort benützt. Er ist unschuldig. Man kann es guten Gewissens nennen, wenn er dies nicht einfach herausagt!

Wichtig an Berchtolds Verteidigung ist sein Hinweis auf die Schicksalhaftigkeit der Vorkriegsereignisse, auf die fast zwingende Entwicklung der serbisch-österreichischen Beziehungen bis zum Kriege. Berchtold sagt, er sei berufen worden, um die Monarchie zu erhalten, wenn möglich im Frieden, wenn nicht möglich, dann im Kriege. Wie sagt doch Tolstoi? „Nicht teilnehmen an dem Uebel!“ Wenn es keinen Berchtold gab, der die österreichische Politik zu leiten sich erlaubte, dann löste sich die serbische Frage und erreichte daselbe Ziel, das sie heute auf dem entsetzlichen Wege erreicht hat: Die Vereinigung der südslavischen Völker. Rechtliche Ablösung, unter aller Achtung der Lebensrechte dieser heute so unselig vergewaltigten Alpenstämme deutscher Zunge . . . das war der bessere Weg.

Glaube an die Schicksalhaftigkeit einer Entwicklung schließt das Gefühl eigener Verantwortlichkeit nicht aus. Dies Gefühl aber hat mit Berthold vielen Leitern der mittelmächtlichen Diplomatie gefehlt. Staatsmänner, die ein Ultimatum an Serbien aufsetzen konnten, mit der offenbaren Absicht, dies Ultimatum so zu schärfen, daß es kein Volk je annehmen könnte, solche Staatsmänner dürfen sich nicht auf die Schicksalhaftigkeit berufen. Sie selber machten das Schicksal. Wirkliches Gefühl für persönliche Schuld würde Berthold verraten, daß er sich zum Exponenten einer ewig verfluchten Politik machte. Er könnte dann nicht leichten Herzens das Wort aussprechen: „Wichtiger als die Frage nach der Schuld am Kriege scheint heute schon die andere nach der Schuld am Frieden zu sein. Die Konturen der kommenden Kriege sind schon deutlich sichtbar.“

Wer schuld war am verflochtenen Kriege, der ist auch schuld am Frieden, oder wenigstens mit schuld. Will Berthold die Vorkriegszeit schicksalhaft nennen, so nenne er auch diesen wirklich bösen Frieden schicksalhaft. Willigt er sich selber die mildernden Umstände zu, nicht anders gekonnt zu haben, so darf er die Clémenceau, Orlando, Lloyd George und Wilson nicht schlechter behandeln. Auch sie sind die Exponenten grausam gemarterter Völker und ihres Jorns gegen die Verwüster ihrer Länder. Auch sie sind in der Lage, der Ausdruck des Möglichen sein zu müssen.

Wer die Stimme erheben will gegen den bösen Frieden und die Verfasser der bösen Verträge, der gehe zurück und nenne auch die Schuldigen der alten Zeit schuldig. Die Feststellung persönlicher Schuld der Staatenlenker muß Gesetz werden. Es soll sich jeder bedenken, der die Stille hat, sich zum Ausdruck eines Unabwendbaren zu machen.

Wenn dies Gesetz nicht die Zukunft beherrscht, dann werden die Konturen kommender Kriege eines Tages allzu deutlich aus dem Ungewissen hervortreten und dem Hohn des Grafen Recht geben.

Schon rüsten sich die Monarchisten in Deutschland zur Revanche . . . Wie wird es gehen? Judenmord kann Anfang ihrer Wiederherstellung sein. Exzesse von Räubern und Mördern, die als Weltrevolution und sozialistische Kultur gelten müssen, sind den Bereichern des neuen Krieges willkommen. Wegbereiter und beste Vorwände. Zwar heute scheint die Zeit noch ferne zu sein . . . Die Entente fordert in einem Ultimatum, daß die überflüssig gewordenen Söldner im Baltikum abziehen sollen. Sie droht mit dem Abschneiden der Zufuhr, um von der Goltz moralisch zum Abmarsch nach Ostpreußen zu zwingen. Offiziell gehorcht Deutschland wohl. Inoffiziell aber laufen Fäden zu allen Parteien des Ostens: Zu Rolschak, zu Denikin, den die Entente an Rolschaks Stelle im Augenblick begünstigt, weil er Kursk erobert und Petljura aus Kiew vertrieben hat, zu Lenin selbst . . . Welcher von ihnen bereit sein wird, den Arm zu leihen zur großen Revanche, den wird man wohl zu belohnen wissen. Rolschak oder Denikin? Petljura oder Lenin?

Die Ausichten steigen. England hat seinen großen Eisenbahnerstreik. Vielleicht machen auch die großen Verbände der Metall- und Bergarbeiter mit. Die Regierung bietet Truppen auf, listiert die Demobilisierung, verbietet die Ausfuhr, rationiert die Lebensmittel und sucht zu unterhandeln. Lloyd George weiß, wie nahe sein Ende gekommen ist. Die Nachwahlen ins Unterhaus haben gezeigt, daß die Asquithpartei und die sozialistische „Labourparty“ reizend an Anhang gewonnen haben. Henderson, der rechtssozialistische Führer, kam ins Unterhaus. Die Regierung mußte sich entschließen, trotz der britischen Ehre die Truppen in Nordrußland einzuschiffen und durch Freiwillige zu ersetzen. Die letzten Abteilungen haben Archangelsk verlassen . . . auf den Schiffen arbeiten die Werber für die neuen Verbände.

Auf solche Zeichen warten die deutschen Herren. Sie suchen überall nach der Richtung des politischen Windes.

Kein Gedanke, die Bedingungen des Versaillerfriedens einzuhalten. Revision ist Forderung, ist trostloses Sehwort im Munde der Unbelehrbaren . . . Die Kammerdebatte in Frankreich, die den Frieden zum Gegenstand hatte, fand keine aufmerksamen Zuhörer als die Berliner. Sie sahen schon den rechtsstehenden Barthou über Clémenceau siegen, sahen die Regierungskrisis kommen, und mit dem Siege der äußersten Rechten eine radikale Schwenkung der französischen Arbeiter. Sie täuschten sich. Clémenceau verteidigte den Versaillerpakt mit dem großen Feuer seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit.

Noch aufmerksamer spähen die Revanchedenker nach Amerika. Bullitt, ein junger Delegierter des Friedenskongresses, den Amerika und England nach Moskau geschickt hatten, plauderte, daß Lansing, Wilsons Staatssekretär, offen den Verrat der Wilsonschen Ideen zugegeben, daß Lloyd George samt Wilson im vergangenen Frühling bereit waren, mit Lenin Frieden zu schließen, und daß Clémenceau, auch hierin über die Alliierten Meister geworden. Wilson kommt von seiner Reise krank zurück. Eine Nervenreaktion verrät, welche Kämpfe in ihm vorgegangen sind, und wie groß sein Wunsch war, den Völkerbund im Senate durchzusetzen. Allein viele Demokraten selber, seine Anhänger und Wähler sind heute bereit, den Republikanern Konfessionen zu machen und den Friedensvertrag nur mit Anhängseln zu ratifizieren. Werden diese Anhängsel Wirklichkeit, dann ist die Revision schon auf dem Wege, dann atmen die Deutschen aller Klassen auf und rütteln an den Ketten. Kommt sie nicht, dann schauen sich die Deutschen weiter um.

Wer es auch sei, der die Befreiung bringt, er ist willkommen, und wäre es der „Verräter“ Italien. Verrat wird entschuldigt, ist nicht mehr Verrat. Denn der einstige „treue Verbündete“ lebt ja nicht mehr. Der kleine Oesterreicher ist ein anderer und wird nicht mit von der Partie sein . . .

D'Annunzio macht der Regierung Nittis Sorge. Alle Truppen, die ihn gefangen nehmen sollten, sind unzuverlässig. Kriegsschiffe gehen zu ihm über. Die Entente fürchtet den Zusammenstoß und weicht aus. Einzig ein Amerikaner vertreibt mit der Drohung schwerer Geschützrohre von Panzertürmen herab einen Freiwilligenhaufen aus Trau. Tittoni reist nach Paris und wieder nach Rom. Nitti redet öffentlich harte Worte gegen den Aufrührer d'Annunzio. Die versammelte Kammer muß vernehmen, daß d'Annunzio nicht mit Nitti verhandeln werde. Nitti erfährt aus dem tobenden Rauschen des nationalistischen Blätterwaldes, daß eine riesige Bewegung „Pro Fiume“ eingesetzt hat. Er bittet und erhält die königliche Gunst, die Verantwortung für das Weiteren einem Kronrat zu überbürden. Im Kronrat verkündet Giolitti die Notwendigkeit, sofort Neuwahlen für das Parlament auszusprechen. Wilsons Antwort trifft ein: Fiume soll ein Pufferstaat werden und nach fünf Jahren selbst über seine Zugehörigkeit abstimmen. Da wird der Kronrat willens, die Verantwortung noch um eine weitere Stufe zu verrücken und appelliert ans Parlament. Das Parlament heißt Nittis Politik gut, heißt aber auch den Streich d'Annunzios gut. Nitti verlangt ein Zutrauensvotum. Man will abstimmen. Die Nationalisten vereiteln die Abstimmung mit wildem Geheul. Faustdrohung des Sozialisten Modigliani. Darauf ein Faustkampf von hundert Abgeordneten . . . Nitti erhält sein Votum und wagt den Griff: „Die Kammer ist aufgelöst . . .!“

Sie haben geschrien und getobt. Sie hielten alle die eigene schreiende Stimme für würdig, das Schicksal zu lenken . . . und wenn es kommt, wenn die nächsten Kriege donnern, dann sind sie alle unschuldig gewesen . . . -kh-

Wenn schlechte Leute zanken, riecht's übel um sie her;
Doch wenn sie sich versöhnen, so stinkt es noch viel mehr!
G. Keller.